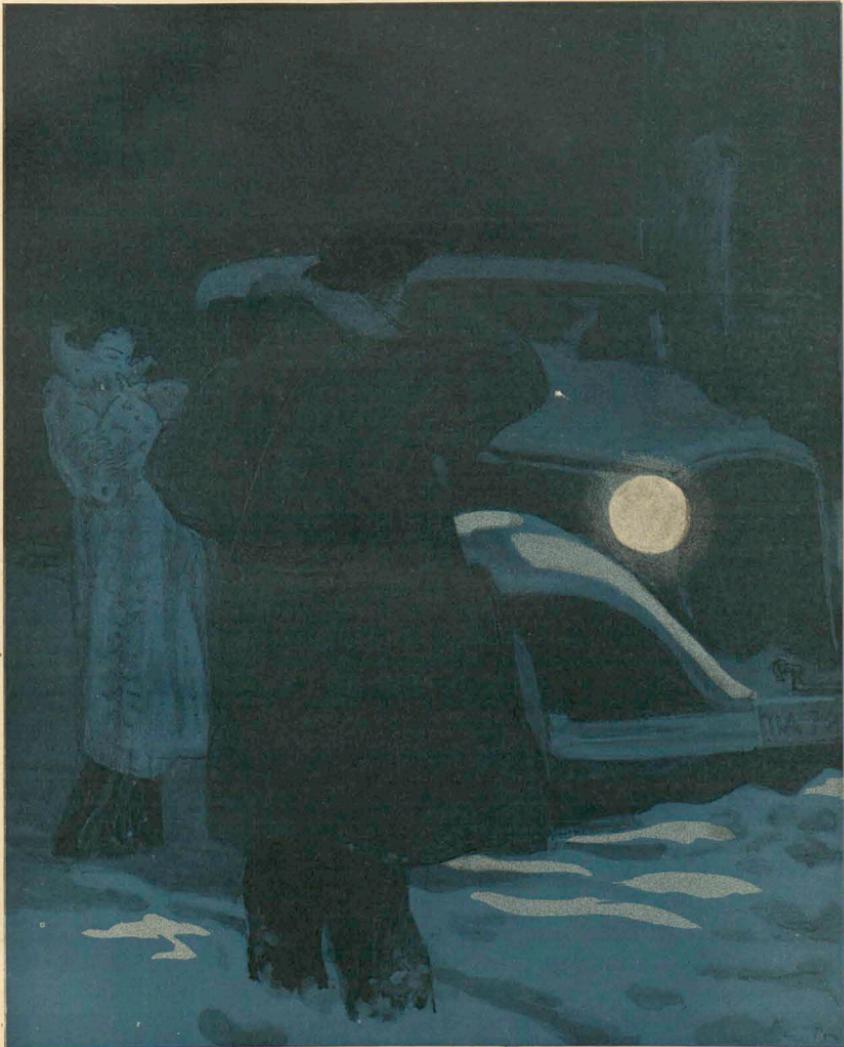


# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT. MÜNCHEN

## Großmamas Tip

(E. Thöny)



„Donnerwetter, Gina, der Wagen ist eingefroren! Was machen wir jetzt?“ — „Meine Großmutter hat erzählt, daß die Leute früher oft zu Fuß heimgegangen sind. Das könnte man doch auch mal probieren!“

# Die Habergeis

(Hoerschelmann)



## Ein brauchbares Rezept

Von Walter Foitzick

Sie sind kein Skiläufer, Sie rodeln nicht, Sie pflegen auch nicht auf dem Bob zu sitzen und mit astronomischer Geschwindigkeit durch Raum und Zeit zu flitzen. Ihre Frau Gemahlin versucht nicht im kurzen Rücken über das Eis zu schweben, wobei sie das eine Bein waagrecht abspitzen und mit den Händchen amorettenhafte Bewegungen machen müßte, wie es früher ältere Damen taten, wenn sie ein Stückchen Kuchen zum Kaffee nahmen. Nein, ein solcher sind Sie nicht, aber Sie wollen doch mal an einen Ort fahren, wo Schnee liegt, an einen Wintersportplatz, und abnee möchten Sie nicht gerne unangenehm auffallen. Schön, ich will Ihnen dafür eine kleine Anleitung geben. Also zuerst mal: Ziehen Sie sich um Gotteswillen nicht so an, wie Sie es von zu Hause her gewöhnt sind. Widersprechen Sie mir, bitte, nicht! Ich weiß, in so einem Winterort sind Straßen und Plätze durchaus gepflegt, und Sie würden mit ein Paar Gummischuhen auskommen. Sie würden nichts entbehren, wenn Sie in Ihrem städtischen Wintermantel umherlaufen. Aber Mann, haben Sie doch etwas mehr Stil. Das bilbischen Skilaufen ist doch nur Nebensache, die Hauptsache ist und bleibt die Verpackung. Der Winter äußert sich vor allem im Bodenbelag, deshalb ist das Wintersportlichste die Fußbekleidung. Sie sei gewaltig, mit vielen Riemen dran und einigen Metallbeschlägen, wie sie alte Bibeln oder Bräuhäusgäule aufweisen. Den wahren Sportsmann erkennt man am Schuhwerk. Einige Kenntnisse über Übung von Sohlen- und Oberleder wird Ihre Bekannten in Erstaunen setzen. Weiter aufwärts kommen dann farbige Binden, die das Eindringen des Schnees in die Schuhe verhüten, und darauf wind- und wasserdichte Hosen.

Wenn Sie jetzt einwenden, daß Sie nicht die Absicht hätten, eine Polarexpedition zu unternehmen, so haben Sie den Sinn eines Winteraufenthaltes noch nicht begriffen. Bedenken Sie doch, bei den gefährlichen Stürzen und in den Schneestürmen müssen alle Öffnungen und Spalten an Ihnen abgedichtet sein. Sie wollen nicht stürzen und vor

dem Hauptportal des Hotels gäbe es keine Schneestürme? Das weiß ich genau so gut wie Sie, aber darauf kommt es nicht an, die Spielregeln des Winteraufenthaltes verlangen es so.

Oben tragen Sie eine burschikose Windjacke, aus der am Hals viel bunte, wollene Tücher herausquellen. So ausgerüstet halten Sie sich während der Morgenstunden in Ihrem Zimmer auf, lesen Zeitungen, nehmen ein Apéritif und genießen die Ruhe des vormittäglichen Hotels.

Eine Viertelstunde vor der Essenzzeit müssen Sie sich allerdings sportlich stark betätigen. Sie gehen am besten in den Hof des Hotels, wälzen sich und Ihre Frau heftig im Schnee, treten unter die Dachteufe, laufen ein paar mal in dem Abfluß, der aus dem Kuhstall kommt, hin und her. Nun können Sie sich ohne weiteres in den Speisesaal begeben. Indem Sie laut und pustend den Schnee von Ihrer Kleidung klopfen und Wasserlachen von den Schuhen auf Parkett rinnen lassen, sagen Sie recht hörbar: „Über eintausendachtundert Meter war der Bruchharsch doch recht unangenehm.“

## K - M - B

Am heiligen Dreifönigtag schreiben von je die bayrischen Bauern ein K - M - B mit Kreide auf ihre Türen, damit auch in diesem neuen Jahr Kaspar, Melchior, Balthasar alles um Guten führen.

Am silbigen Taag fängt sodann in München der süßige Fasching an mit Rebouten und Künstlerfesten. Und wenn frühmorgens die Weißwürst blüht und ein „Profit - güffla!“ die Gassen durchzieht, verjagen moralisch die Besten.

Da siebt man Knaben und Mägdelein in bummelndes fröhliches Knäuschverein wechsend die Anschriften buchen.

Und siebt dann ein K - M - B vor der Tür, kann sicher kein heil'ger Dreifönig dafür, denn dann heißt es: „Kannst mich bejuden!“

## „POKER-GESICHT“

Von Beverley Nichols

Ich hielt mich gerade in München auf, als ich eines Tages einen Brief aus London erhielt, in dem man mir schrieb, wenn ich zufällig in absehbarer Zeit nach England zurückkehren sollte, böte sich mir als Bildhauer eine gute Gelegenheit, durch die Ausführung der Fischreliefs in der Halle des neuerbauten Londoner Pandemonium-Hotels Geld zu verdienen. „Komme nicht eigens herüber“, schrieb mein Gewährsmann, „denn ich glaube nicht, daß sich das für Dich lohnt. Ich schlug Dich vor, und der Gedanke gefiel Ihnen. Ich sagte Ihnen aber, Du seist verreist und sie wollten die Kosten für Deine Überfahrt nicht tragen (ich wollte natürlich nicht sagen, daß Du vermutlich augenblicklich nicht imstande wärest, herzureisen und die Arbeit zu übernehmen, außer wenn sie Dir die Reisespesen ersetzten). Also, so steht die Sache. Wenn Du sowieso zufällig herüberkommst, setzt Du Dich am besten zuerst mit mir in Verbindung, sobald Du ankommst; aber ich warne Dich noch einmal, komme nicht deswegen, das Honorar ist nicht hoch, höchstens an die zweitausend Mark für das Ganze, und es stecken wochenlange Arbeiten darin.“

Höchstens an die zweitausend Mark für das Ganze! Mein erster und einziger Gedanke war: das Reisegeld nach London aufzutreiben. Ich hatte eine wirklich gute Freundin am Ort, mit einer Menge Geld. Das war eine Amerikanerin, die Musik studierte. Zu ihr ging ich und sagte ihr, ich würde ein reicher Mann werden und alle meine Schulden bezahlen können und ihr ein schönes Geschenk mitbringen, wenn sie mir meine Reisekosten nach London liehe. Die Idee gefiel ihr nicht besonders. Dann, in einem plötzlichen Anfall von Großmut, sagte sie mir eines Abends: nun gut, ja, ich sei zwar ein schäbiger Engländer, aber irgendwie traue sie mir, daß ich zurückkäme und sie liehe mir das Reisegeld, nur müsse ich eine Rückfahrkarte nehmen.

Nun ließ aber der Brief meines Londoner Freundes durchblicken, sprach es aber nicht aus, wenn ich nach London käme, müßte das wie zufällig

Beneßift

# MASKERADE

(Erich Schilling)



„Was meinst, Franzl, wenn ich als Göttin der Unschuld ginge?“  
„Warum net, da werd die koana erkenna!“

aussehen, nicht zu ängstlich und offensichtlich hinter dem Auftrag her. Also schrieb ich an einen Kollegen, ebenfalls einen Bildhauer, der ein unbedeutender Künstler, aber sehr reich und verheiratet ist. Ich fragte ihn, ob ich kommen und mich ein paar Tage bei ihm aufhalten dürfe, ohne einen Grund für meinen Besuch anzugeben. Nachdem ich eine zusagende Antwort erhalten hatte, packte ich meine Habseligkeiten und reiste, nachdem ich die Amerikanerin auf beide Wangen geküßt hatte, ab.

Als ich im Haus meines Freundes ankam, zogen sie sich gerade zum Abendessen um und ich ging rasch in mein Zimmer, um zu baden und den Anzug zu wechseln, ohne vorher mehr als die

üblichen Begrüßungsworte mit ihnen gewechselt zu haben. Noch ein anderes Ehepaar kam zu Tisch und später, als wir Poker spielten, fühlte ich meine Augen langsam zufallen.

„Liebling, du darfst nicht zu lange aufbleiben“, sagte die Frau meines Freundes zu ihrem Mann, während sie die Karten austeilte. „Du mußt morgen frühzeitig an der Arbeit sein.“

„An der Arbeit?“ fragte ich. „Was für eine Arbeit hast du denn zu machen?“

„Ach, die Flachreliefs in der Eingangshalle des neuen Pandemonium-Hotels“, meinte er.

Bei dieser Gelegenheit war zum erstenmal das zu sehen, was man ein „Poker-Gesicht“ nennt. (Übertragen von Hans B. Wagenseil)

## DIE PREDIGT

Auf einem Spaziergang begegnete der Herr Pfarrer einem alten Bauern seiner Gemeinde, hielt ihn an und sagte: „Hör mal, Pentenieder, warum laufst denn du allweil davon, wenn i in der Kirch mit meiner Predigt anfang?“

„Ja, Herr Hochwürden, i bleibat scho da, aber schaugn S', i kann mi halt gar net auf mi verlassn!“

„Du kannst di net auf di verlassn? Was soll denn das heißen?“

„Ja, schaugn S', Herr Hochwürden, i schnarch halt so greisil, baf' i schlaf.“

# Spaltung in Frankreich

(O. Gulbransson)



Die „Antimünchner“ — Die „Münchner“

# ADAM UND EVA

VON JOSEF MARTIN BAUER

Als Adam des Morgens um halber sechs erwachte und wenige Minuten später seiner Eva begegnete, schämte er sich seiner Nacktheit, denn er war mit einer kurzen Ledehose und sonst gar nichts angezogen. Eva aber schämte sich nicht und schämte sich nicht minder, weil ihre Bekleidung aus sonst gar nichts bestand als aus einem langen, bis an die Knöchel reichenden Nachthemd. Nachdem sie beide sich geschämt hatten und beide sich deswegen den Morgenrgub schuldig geblieben waren, den sie sich auch sonst nur selten boten, deutete Adam den Kopf tief und prustend in die Wasserschüssel und schabte sich alsdann den Bart ab, um eine Viertelstunde später, sauber gewaschen und angezogen, unter seinem bürgerlichen Namen Lukas Präbeck pflichtgemäß seinen Dienst zu beginnen als Hausknecht der Gastwirtschaft zum Pfau.

Gleich nach ihm lief Eva, die eigentlich Veronika hieß und den Küstall der Gastwirtschaft zum Pfau versorgte, die Treppe hinunter, rotbackig und wohlgeglaut wie immer. So begann jeder Tag der beiden Leute. Und aus irgendwelchen Gründen hatten die hochachtbaren und boshaften Herren, die im Nebenzimmer des Pfauen verkehrten, für Lukas und Veronika zwei andere Namen aufgebracht, so daß sie kaum sie irgendwo noch anders nannte als Adam und Eva. Veronika mahlte den Kaffee, ehe sie in den Stall ging, denn sie schämte sich immer noch und wollte jetzt dem Hausknecht Lukas nicht begegnen. Lukas aber gab den zwei Pferden den Morgenstreich vor, ehe er seine Arbeit im Haus anging. Er schämte sich nämlich immer noch dieser Begegnung mit Veronika und wollte ihr nicht so gleich wieder unter die Augen treten.

Eine kleine Stunde später aber führte Veronika mit leiser Gewalt eine Begegnung herbei. Sie winkte im Türstock des Kuhstalles, und Lukas, der in solchen Dingen etwas schwer von Begriff war, mußte nach mehrmaligem Winken begreifen, daß Veronika ihn einlud zu einem kleinen Gespräch — natürlich wieder zu einer Unterhaltung über die Liebe.

„E hat geschrieben“, begann Veronika schamhaft. Lukas wußte nicht, wer geschrieben haben sollte, und sagte nur kurz: „So? Ja. Soso. Er hat geschrieben.“ Veronika wurde heftiger. „Du weißt ja gar nicht, wer?“

„Nein. Das weiß ich nicht.“ Lukas gestand es kleinlaut.

„Ich möchte heiraten“, meinte Veronika mit einem leichten Anflug von schamhafter Verliebtheit. Lukas aber ging nun seines Weges und knurrte nur noch zurück: „Dann heirate doch! Bist alt genug dazu.“

Daraufhin weinte Veronika eine Weile, und am Abend dieses Tages schrieb sie an den, der ihr geschrieben hatte, er möge doch am nächsten Sonntag kommen. Das schrieb sie in der Kammer, die Wand an Wand neben der Hausknechtskammer lag. Veronika suchte zu zweifeln, während sie den Brief zu Ende schrieb, und einige Male schaute sie nach der Tür, die sie nicht abgeschlossen hatte, um ja den Hausknecht nicht zu behindern, wenn er vielleicht einmal in der Dunkelheit versehentlich an die falsche Tür kommen sollte. Weil Lukas sich nicht irte in der Kammer und auch sonst nicht dergleichen tat, als wolle er der rotbackigen Veronika nähertreten, gab Veronika den Brief am anderen Morgen schweren Herzens zur Post.

Am Sonntag darauf lehnte Veronika unentwegt recht auffällig im Türstock des Kuhstalles. Lukas ärgerte sich bitter darüber und gab dem schnurrbartigen Mann, der gegen Abend durch den Gang daherschlurft und ihn nach der Magd Veronika fragte, mit einem unfreundlichen Dau-mendruck die Richtung nach der Küstalltür an. Er selbst schlupf schnell in seine alte Zoppe und stapfte davon. So etwas ertrag er nicht. So etwas konnte er nicht mit ansehen. Er ging fort und traf Veronika erst wieder am anderen Tag, als sie ihn eilig beiseite rempelte im Gewölbbegang, wo die leeren Fässer lagen. „Gestern war er da“, brachte Veronika eilig heraus.

Lukas aber stellte sich dumm. „Wer denn?“ „Nal Wer denn! — Er!“ Veronika war erbot über soviel Gleichgültigkeit. „Er wird mich heiraten, versteht ihr?“

„Ja! Er wird dich heiraten.“ Lukas knurrte nur. „Was sagst du dazu?“ fragte Veronika lauernd. „Gefällt er dir?“ „Gefallen?“ — Nein. So einen mit einem herabgehenden Schnurrbart möchte ich nicht, wenn ich du wäre.“

„Wenn einer so einen Bart hat, sieht man wenigstens, daß er ein Mannsbild ist.“ Veronika wurde boshaft, aber sie erreichte nichts damit. „Wann heiratet ihr denn schon?“ fragte Lukas gleichgültig.

„Warum?“ Veronika war entsetzt. „Warum?“ Der Wirt braucht eine andere Kuhmagd, wenn du gehst. Das muß man zeitig wissen.“ Und nun sagte Veronika mit einem weinerlichen Unterton in der Stimme, daß sie mit dem Mann darüber gar nicht gesprochen habe, daß er überhaupt bloß von den schönen Kühen geredet und sie kaum angesehen habe. Daß der Besucher nur ihr Bruder gewesen sei, gab sie nicht zu. Daß sie alles bloß eingefädelt und alles drum herum nur gelogen habe, um Lukas endlich zu einem Wort hin oder her zu zwingen, durfte sie nicht zugeben, sonst lächelte Lukas vielleicht und war am Ende gar nicht mehr eifersüchtig.

Zwei Wochen gingen herum, ohne daß Lukas und Veronika auch nur ein Wort miteinander gewechselt hätten. Es kam in dieser Zeit wohl vor, daß Adam seiner Eva wieder einmal am frühesten Morgen in sein unvollständiges Gewand begegnete, aber Lukas schaute an Veronika vorbei, er sah sie einfach nicht mehr.

Als das schweigende Nebeneinanderlaufen nicht mehr auszuhalten war, machte Veronika das Maß des Ungehörigen voll. Sie kam am Marktsonntag angetreten heim, richtig beschwipst, denn sie lechte immerzu und sie — sie hing am Arm eines Mannes. Der Mann setzte sich neben Veronika auf die Fässer im Gewölbbegang und legte einen Arm um die Magd. Das mußte Lukas mit ansehen, und er beobachtete obendrein in dem fahlen Licht, daß dieser Mann wieder ein anderer war, daß er keinen Schnurrbart hatte und daß er mit Veronika ganz so tat, als hätte er die Hochzeit schon für die nächsten drei Wochen im Sinn.

Und richtig ließ Veronika tags darauf ein Wort vom Heiraten fallen. Jetzt aber konnte Lukas nicht mehr an sich halten. Er warf der Magd grimmig hin: „Du heiratest alle vier Wochen einen anderen. Du bist ja eine — eine...“ „Was?“ brauste Veronika auf.

„Du weißt es selber, was du bist“, knurrte Lukas und machte sich davon. Das jedoch, was er hätte sagen sollen, sagte er nicht, und Veronika kam

bald darauf schon wieder mit einem Mann daher, der — Lukas konnte es genau beobachten — sich auf den Barranord im Stall setzte, während Veronika beim Melken war. So plauderten sie eine halbe Stunde, und als der Fremde gegangen war, stellte Lukas die Magd zur Rede, wie sie sich denn das vorstelle und denke mit ihrem liederlichen Leben.

Veronika aber sagte nur trotzig, daß sie den da heiraten werde. Das sagte sie bei jedem, darum wurde Lukas böse und hielt es ihr vor, er schrieb, und Veronika weinte. Veronika gestand schließlich, von Lukas in die Enge getrieben, daß der Bursche ihr wohl vom Heiraten etwas gesagt habe, daß sie selber aber, hinter der Kuh auf dem Melkschmel sitzend, sich nicht Zeit genommen habe, den Besucher anzusehen. Das beruhigte Lukas einigermaßen und gereichte ihm derart zur Befriedigung, daß er in der kommenden Zeit wieder freundlich war zu Veronika. Aber das, was er in seiner Freundlichkeit sagen sollte, brachte er nicht heraus. Er ging neben Veronika, als kümmerte ihn ihr Dasein nicht, und niemals, auch wenn er ein Glas zuiel getrunken hätte, irrte er sich in der Tür.

Für einige Zeit ertrug Veronika das. Dann begann sie wieder in den liederlichen Lebenswandel. Sie lud sich einen Mann ein, den Lukas zu kennen glaubte, und unterließ sich mit ihm auf sehr ernste Art. Was sie sprach, konnte Lukas nicht hören. Auf jeden Fall aber war es ein ernstes Gespräch, ernstes als die Unterhaltungen, die Veronika bisher mit anderen Mannsleuten gepflogen hatte.

Tags darauf setzte Veronika ein boshaftes, überlegenes Lächeln auf, wenn sie in Lukas vorbeiging, und sie trieb das so lange, bis Lukas nachforschte und erfuhr, wer dieser Mann war. Und richtig stellte er die Magd gleich darauf. „Du wärest doch ja sauber aus Veronika!“ „Warum?“ Jetzt war es an Veronika, sich dumm zu geben. „Du weißt wohl nicht, daß der Mann, den du neulich bei dir gehabt hast, verheiratet ist?“ Lukas trampelte bitter die Magd gleich darauf. „Oh, ich weiß es schon“, gähnte Veronika, „aber seine Frau ist krank, die wird höchstens noch ein Jahr zu leben haben.“

Da kramte Lukas seinen ganzen Vorrat an Schimpfnamen aus und schrie und tobte und ließ Veronika weinend zurück, als er zum Pfauenwirt lief und für Lichtmeß seinen Dienst aufgab. Der Pfauenwirt war erstant über soviel Heftigkeit, aber Lukas schrie weiter und erzählte schließlich, was Veronika ihm erzählt hatte, was sie trieb, wie schlecht und verdorben sie war.

Der Wirt nahm sich Veronika einmal vor und fragte sie aus nach all diesen Dingen. Die Magd aber tat nicht einmal schuldbewußt. Sie gab zu, daß dieser Mann verheiratet war, daß seine Frau krank war, aber was ihre Nachfolgerschaft betraf, so mußte da wohl ein Irrtum Platz gegriffen haben. Denn sie wollte sich doch nur als Magd dorthin verdingen. Im übrigen, meinte Veronika, werde es ihr nun langsam zu bunt mit diesem ewigen Versteckenspiel. Wenn Lukas nicht begreife, dann werde sie sowieso gehen.

„Aha!“ pfiff der Pfauenwirt durch die Zähne. „Aha!“ Er stellte sie zu Lichtmeß beide aus die Kuhmagd und den Hausknecht. Dann — so sagte er — er wolle Sauberkeit haben in seinem Haus. Als sie beide ihre Kästen aufgeladen hatten, ließ der Wirt jedoch alles wieder abladen und in die Kammer bringen, aber Veronikas Sachen in die Hausknechtskammer, und die Sachen des Hausknechts in Veronikas bisherige Kammer. Er stellte Magd und Hausknecht wieder ein und gab ihnen dringend auf, von jetzt an alles zu unterlassen, was von den Leuten übel ausgelegt werden konnte.

Und pflichtig es dauerte keine drei Tage, dann hatte sich Lukas, der in alter Gewohnheit seinen Trost ging, auch schon in der Kammertrüger geirrt, wie Veronika es ein Jahr lang vergeblich gewollt hatte. Die Eva hatte ihren Willen, der Adam begriff allmählich, daß er verführt war, und beide behaupteten, sie hätten es immer schon so gewollt.

## S i l e n t i u m !

Von Dr. Omlaglj

Falls ich wen nicht leiden kann,  
soß ich ihm's naiv auch zeigen?  
Keineswegs. Ein fluger Mann  
hilft sich in beredtes Schweigen.

Wenn er höhnisch mich fixiert —  
oh, ich kann gelassen bleiben,  
ja sogar, wenn er's riskiert,  
ruppig sich an mir zu reiben.

Allzu viel der Ehre ist's,  
weiß ich Jung's ihm oder Zähne.  
Mir genügt's und ihn verdrängt's,  
wenn ich ihn bloß nicht erwähne.

# DAS UNGEHEUR

HUMORESKE VON AAGE VON HOVMAND

Was eigentlich Treue ist, fragten Sie? Nun, das will ich Ihnen gern erklären. Was wahre Treue ist, das lehre mich ein altes Auto. Es gehörte Andrew — dem Amerikaner. Es war ein Buick und durch feiner Karl, der sich nicht scheute, gelegentlich auch mal was zum besten zu geben. Er hatte das Auto vor Jahren als gebraucht gekauft für 100 Kronen; denn ein reicher Mann war Andrew nicht, obwohl er stets mit Glocke und Spatenrost überhäufelt war. Für die Marke es war? Ein H. a. F. Hoher, alter Ford! Noch einer aus jener Serie mit Kalesche und hohen, schmalen Rädern, Messingkühler und lautlosem Motor — jedenfalls, solange dieser nicht lief.

Das innige Freundschaftsverhältnis, das sich zwischen Andrew und seinem Ungeheuer herausgebildet hatte, war rührend. Sie vergötterten einander geradezu. Trat Andrew in den Stall, so empfing es ihn mit einem dankbaren Blick aus den rostrauben Augen seiner Lampen, und zuweilen geschah es, daß es einen großen Teich von Tränen aus dem nicht immer dichten Kühler weinte. Wenn Andrew aber daran ging, das Ungeheuer in Gang zu setzen, so kam es das öfteren zu einem heftigen Streit zwischen den beiden. Andrew kurbelte und kurbelte dann im Schweiß seines Angesichts, während das Ungeheuer widerständig von einem Rad auf das andere hüpfte, um nach unbezähmtem Widerstand gnädig ein paar „putt, putt“ zu machen und darauf wieder schadenfroh zu schweigen.

Wild, unchristliche Flüche pflegten dann Andrew Lippen zu kommen — wie: „Satenswich, verschrotten sollte man dich! Was machmal seinen Eindruck auf das Ungeheuer nicht zu verfehlen schien, so daß es sich zu einem vernehmlichen „Brrrr, brrrr“ herbellte, und Andrew ob der lieblichsten Musik in seinen Ohren sich rasch auf den Führerbock schwenkte, um die Benzinpumpe zu regulieren. Aber meist stoppte der Motor bereits wieder, und das Spiel begann von neuem. Freilich kam es manchmal vor, daß das Ungeheuer in besserer Laune war und Andrew seine helle Freude an ihm hatte. Wie neulich:

Eines Morgens schreckte mich ein Höllenspektakel aus meinem Bett in 5 Stöcke auf. Nana, fragte ich mich, hat man hier über Nacht eine neue Fabrik gebaut? Oder hat man gerade wieder einmal das Straßenpflaster auf? Doch als ich ans Fenster trat, erblickte ich unten auf der Straße meinen Freund Andrew mit seinem Ungeheuer. Er gestikulerte und winkte, und so schlopfte ich rasch in die Hosentasche und lief zu ihm hinunter.

„Wir wollen nach Kertemiede!“, brüllte er. „Hast du Lust mitzukommen?“  
„Wieso ausgerechnet nach Kertemiede?“ schrie ich zurück. Meinetwegen hätte er ebensooft Yokohama sagen können. „Amanda besuchen!“  
„Ach so, du willst uns mit deinem Flaker zum Bahnhof bringen?“  
„Zum Bahnhof? ... No, Sir ... Wir fahren im Auto nach Kertemiede.“

In diesem Wagen nach Kertemiede? — Phantastisch, erschien mir das. Aber Andrew war nun mal mein Freund, und er brauchte gewiß unterwegs meine Hilfe. Darum sagte ich: „Jawohl, ich komme.“

Der Motor lärmte unablässig. Überall zeigten sich mürrische, verschlafene Gesichter an den Fenstern. „So halt doch endlich den Motor an!“, rief ich. „Der macht uns ja die ganze Nachbarschaft unheimlich.“ — „Kann ich nicht“, antwortete Andrew, „er läuft gerade so schön.“  
Schließlich entschloß er sich jedoch, eine Viertelstunde lang im Karree zu fahren, damit ich mich unterdessen fertig ankieiden und meinen Morgenkaffee trinken konnte. Zur verabredeten Zeit hielt er wieder vor dem Hause und ich setzte mich neben ihn. Die Kupplung quetschte. Das Ungeheuer hopste zunächst ein paar mal wie ein Kaninchen, und dann rollte wir davon.

„We are off!“, meinte Andrew und drückte den rechten Steuerradhebel in schon von weitem. Wir gelangten ohne sonderliche Zwischenfälle aus dem Stadtinnern. Beim ersten Hügel aber begann das Ungeheuer zu bocken, indem es sein Tempo auffallend verringerte. Hinter uns fuhr ein schweres Lastauto, und so gab ich dem Chauffeur

ein heimliches Zeichen, worauf er das Ungeheuer vor sich hinschob wie ein Elefant, der die Stirn gegensteuert. Bergab ging es natürlich ohne weiteres Hill.

Eine besondere Anziehungskraft schienen der Zoologische Garten auszuüben; denn als wir dort vorbeifuhren, strebte das Ungeheuer geradewegs darauf zu, so daß es Andrews ganzer Steuerung bedurfte, den Kurs zu halten.

Auf der freien Landstraße dagegen ging es in halbschneckerischer Fahrt vorwärts. Die Fahrgeschwindigkeit steigerte sich von 25 auf 30, ja bis auf 36 Stundenkilometer. Zwar besaß das Ungeheuer keinen Tachometer, doch hatte Andrew seine eigene Methode, die Geschwindigkeit zu messen: Bei 30 km klapperte die Tür und bei 35 auch noch die Windschutzscheibe, wozu der Motor mit dem Lärm von vier Flugzeugen donnerte. Da gab es plötzlich einen starken Knall. Der linke Hinterrifen war explodiert. Andrew stoppte, wir stiegen aus. Prustend und zitternd nach der wilden Fahrt, stand das Ungeheuer vor uns. Hohe, dicke Dampf Wolken entstieg dem siedendheißen Wasser seines Kühlers. Andrew hielt auch den Motor an, und eine wohlthuende Sille senkte sich über die Landschaft, so daß wir die Wäute aus den Ohren nehmen konnten.

Über die Reiling besaß ich ein Buch. O wach, die Leinwand — denn von einem Gummirollen konnte nicht mehr die Rede sein — war arg mitgenommen. Ein langer Riß querüber. Ein Reserverad hatten wir nicht. Andrew führte nie eines mit sich. Das sel. „von wegen des fünften Rades am Wagen“, meinte er.

Wir gingen an. Gras zu pflücken, um den Reifen damit auszustopfen, was nach Andrews Ansicht viel zuverlässiger sein sollte; denn fuhr man einen Nagel ein, so würde das Gras nicht so leicht entweichen wie die Luft.

In der Ferne umlagerte uns ein Feld mit freilich viel schwieriger, als wir es uns gedacht hatten; denn nachdem wir eine Stunde eifrig darauf los gestopft hatten, zeigte der Reifen eine Beule wie eine Schlange, die gerade ein ganzes Kaninchen verspeist hat.

Wir besehten uns ratlos an und wischten uns den Schweiß von der Stirn. Da schien das Ungeheuer endlich Mitleid mit uns empfinden zu haben — vielleicht trug auch die Sonnenhitze dazu bei — denn plötzlich platzte auch der andere Hinterrifen. Auf diese Weise war wenigstens das Gleichgewicht wieder hergestellt und wir konnten weiterfahren.

Andrew begann zu kurbeln und ich löste ihn ab. Doch der Motor wollte und wollte nicht anspringen. Da erinnerte sich Andrew eines besonderen Kniffes, den er aus Amerika her kannte. Er schraubte das Benzinrohr los und setzte die Fußpumpe an. Teil eines Zweiges, der sich dort festgesetzt hatte, kam zum Vorschein. Nunmehr glückte es. Das Ungeheuer bebte und bellte. Wir stiegen ein und fuhran los.

Es ging ganz famos. Wohl stückerte es im hinteren Teil des Wagens reichlich, doch auch die Federung mußte in schließlich einmal Gelegenheit bekommen, ihre Güte zu beweisen. Und was dem Lärm anging, den die luftleeren Reifen auf dem Straßenpflaster verursachten, so wurde dieser durch den Spektakel des Motors überbietet.

Plötzlich bremste Andrew ab. „Mein Hut!“ rief er, „mein Hut!“ Und ich sah einen schwarzen Steifhut in einem dichten Kornfeld landen. Er müsse ihn unbedingt wiederhaben, erkläre er und lief, mich allein zurücklassend, davon.  
Er suchte lange. Endlich sah ich ihn zurückkommen, so schnell ihn nur die Beine trugen. Anfangs glaubte ich, es sei sel von Freunden über den wiedergefundenen Hut so eilig. Aber da erblickte ich einen derb schimpfenden Bauern, der ihm nachsetzte; denn Andrew hatte bei seiner Suche nach dem Hut mehr Weizen zertreten, als der Wert des Hutes ausmachte.

Platz für Platz. Andrew ist schon von weitem, und ich half ihm hinein. Es gab einen Ruck und das Ungeheuer lief an. Wir waren gerettet! Doch Andrews gute Laune hatte darunter gelitten und bedauerlicherweise bekam seinen Ärger ein gänzlich Unschuldiger zu spüren.

Das war nämlich so: Bald darauf kam uns ein Bauerneuge auf der Landstraße entgegen, der, als er uns erblickte, durchaus vernünftig handelte, sich rasch umgedreht, die Seite des Chausseebegräbnisses flüchtete. Das war Andrew denn gar zu arg. „Warte nur, du Bengel!“ schimpfte er, stoppte und sprang hinaus. „Ich werd' dich lehren, Angst zu haben, wenn ich am Steuer sitze!“ Und damit versetzte er dem armen Jungen eine Ohrfeige. Gingen. Nach jedoch erreichten wir Ringsted, das festlich mit Fahnen und Girlanden geschmückt war. Schon glaubten wir, daß es uns zu Ehren sei, als wir noch rechtzeitig erfuhr, daß gerade eine große Viehausstellung im Orte stattfände. Eigentlich wollten wir in dieser Stadt Kaffee trinken. Um jedoch alle eventuellen Mißverständnissen hinsichtlich der Tierschau vorzubeugen, nahmen wir davon Abstand, obwohl Andrew über starke Müdigkeit in den Armen klagte. Der Ärmste, er hielt die ganze Zeit eine Hand am Hut und die andere am Steuer, das sich in ständigen Drehungen von 120 Grad bewegte. Wir langten in Korsör am Fährschiff an. Stolz und triumphierend wollte das Ungeheuer im Gefolge eines großen Rolls Royce auf die Fähre rollen. Doch da geriet es mit dem rechten Vorderrad in die Schiene der Brückenanlage. Es brach ab und rollte ins Wasser. Das Ungeheuer selbst landete Hals über Kopf an Deck hinüber und nahm dort eine Haltung ein, die sich am besten mit einem Rinde vergleichen läßt, das im Begriffe ist, sich niederzulassen.

„Counfound It!“ murmelte Andrew, indem er sich über die Reiling beugte, und den Blasen zusah, die aus der Stelle aus dem Wasser aufstiegen, wo das Rad untergetaucht war.

„Wieviel wußte das?“ fragte der Billetteur und tat einen mitleidigen Blick auf das Ungeheuer.

„800 Kilo!“, erklärte Andrew. Der Beamte schlug in seinem Buche nach „Vierrädrige Motorfahrzeuge“ — Darunter ist es nicht. Er blätterte weiter. Schließlich aber schrieb er auf: „800 Kilo Altes.“ Die Fracht war dementsprechend billig. „Wenigstens etwas Gutes!“, tröstete sich Andrew, „daß das Rad sich schon hier in Korsör löste und nicht erst weiter in Nyborg.“

Schon steuerten wir nach Borg zu, und Andrew war eifrig bemüht, das Ungeheuer startbereit zu machen. Wir erregten ein nicht geringes Aufsehen. Alles grinsie schadenfroh oder blickte in verächtlichem Mitleid auf uns herab.

Uns ärgerte Andrew nicht. Er erklärte den Umständen, daß wir uns nicht zu unserem Vergnügen auf diese Fahrt begeben hätten, sondern daß es sich dabei vielmehr um eine Wette handle, die wir eingegangen seien.

Das verließ uns sofort ein anderes Aussehen. Auf einmal bewunderte und bestaunte uns alles. Man erkundigte sich nach unserem Reiseziel und war uns bei der Ankunft im Hafen behilflich, das Ungeheuer aufzurichten. Überraschend schnell gelang es Andrew, es in Gang zu bringen und unter dem ohrenbetäubenden Lärm des Motors, der den Beifahrer Menge überhöhte, zogen und schoben wir es an Land. Andrew schickte mich sofort in die Stadt, um ein paar Stöße herbeuschaffen, die er dann mit Steinen fügte und hinten im Wagen diametral dem fehlenden Rade anbrachte. Und siehe da! Das Ungeheuer richtete sich auf — und stand auf drei Beinen.

Wir setzten uns auf ein Fahrgestell fort. Unterwegs hielt mir Andrew einen langen Vortrag, was für eine Ersparnis es doch darstellte, wenn sich alle Automobilisten mit drei Rädern begnügen würden.

Das Merkwürdigste an der ganzen Fahrt aber erschien mir die Tatsache, daß wir wirklich unser Reiseziel Kertemiede erreichten. Ich konnte es nicht unterlassen, unser kühnes Unternehmen mit dem Fluge Lindberghs zu vergleichen. Ob er wohl auch die ganze Zeit über dem Ozean hat dasitzen müssen, die eine Hand am Hut, mit der anderen am Steuer, und wenn man so bedenkt!“, nickte Andrew zustimmend, „was für eine stürmische Begrüßung Lindbergh zuteil wurde, so ist es gar nicht auszumalen, was wir uns zu erwarten haben.“

Und wir wurden in der Tat Gegenstand, wenn auch nicht in beifahrer Ovaletonen, so doch allgemeiner Aufmerksamkeit, und zwar in einem so hohen Maße, wie wir es in unserer Bescheidenheit uns nicht hatten träumen lassen. Wir parkten das Ungeheuer auf dem Marktplatz neben dem Standbild Fredericks VII., wo ein jeder Museums-





„Hier ist es aber so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen kann!“  
 „Aber Sie haben Ihre Hand ja gar nicht vor den Augen!“

## BLEIBT ALLEIN NUR DER . . .

Von J. H. Rösler

Lauft nicht davon Freund! Laßt mich euch noch schnell eine Geschichte erzählen, die ich erfuhr. Sie trägt zwar ein barockes Ornament, ist aber weiter nichts als die einfache Fabel von den Freuden jedes Lebensalters. Hört zu, ich beeeile mich:

Als mein Freund Tobias Alther dreißig Jahre alt war, traf ich ihn zum ersten Male. Ich war gerade auf dem Weg zum Bahnhof.

„Wohin fährst du?“ fragte er mich. — „Nach Linz.“

„Wo wohnst du dort?“ — „Im Hotel Greif.“

Er schüttelte den Kopf und sagte mit einem Zwin- kern der Augen: „Ich rate dir, im Hotel Miramar zu wohnen. Ich wohne immer dort. Das Miramar hat die entzückendsten Zimmermädchen von ganz Oberösterreich.“

Als ich Tobias Alther das nächstmal traf, waren zehn Jahre vergangen. Und wieder begegneten

wir uns auf dem Bahnhof und wieder trug ich einen Reisetasch.

„Wohin des Weges?“ — „Nach Graz“, sagte ich.

„Graz kenne ich gut“, antwortete er, „wo wohnst du dort?“ — „Im Hotel Theresia.“

„Ich rate dir zum Tirolerhof.“

„Wegen der Zimmermädchen?“ fragte ich spöttisch.

Er machte eine ablehnende Handbewegung.

„Ach, Zimmermädchen! Aber!“ — und hier wurden seine Lippen vor Wonne feucht — „aber ein Essen gibt es dort, ein Essen! So ein gutes Essen findest du nirgends.“

Nach dem Gesetz der Serie mußten wieder zehn Jahre vergehen, ehe ich meinen Freund Tobias Alther wiedersah. Ich traf ihn auf dem Bahnsteig.

Er war gealtert. Da er mich in den Zug einsteigen sah, fragte er: „Du fährst nach Salzburg?“ — „Ja.“

„Und du wohnst?“ — „Im Braunen Hirsch.“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich rate dir zum Grauen Bär.“

„Wegen des vortrefflichen Essens?“

Er schien den Spott nicht zu bemerken.

„Ich steige immer im Grauen Bär ab“, sagte er,

„dort gibt es die besten und weichsten Betten

weit und breit.“

Viele Jahre hörte ich nichts von Tobias. Dann

traf ich ihn noch einmal auf meiner Fahrt nach

Innsbruck. Er saß mit mir im Abteil und seine

sechzig Jahre schienen ihm viel zu schaffen zu

machen.

„Wo wirst du in Innsbruck wohnen?“ erkundigte

er sich. — „Im Bahnhofshotel.“

„Wohne in der Post. Ich wohne auch dort.“

Ich dachte an unsere alten Gespräche und mußte

lachen.

„In der Post? Hat sie die entzückendsten Zimmer-

mädchen von ganz Oberösterreich? Ist dort ein

so gutes Essen? Gibst es da die besten und weich-

sten Betten weit und breit?“

„Das sind längst verklungene Lieder!“

„Was ist denn dann in der Post so vortrefflich?“

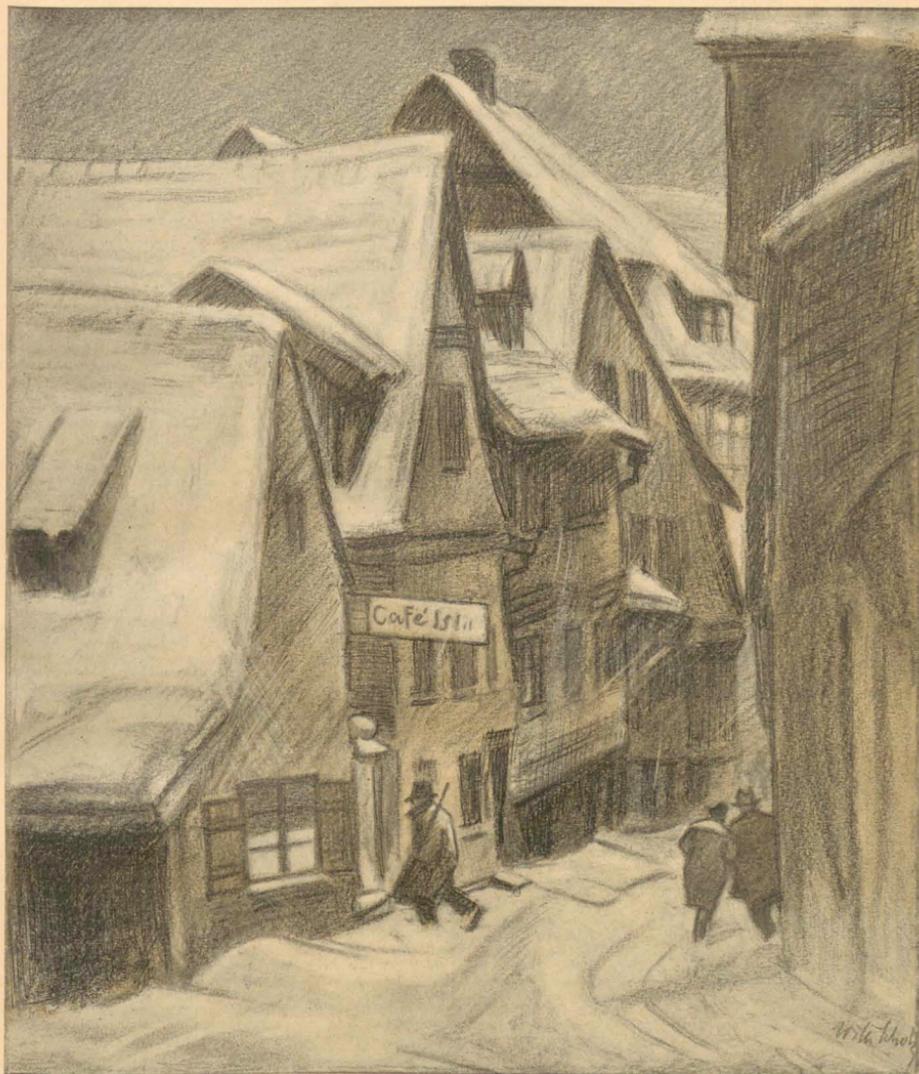
Da stieß er mit einer beinahe zärtlichen Ane-

kennung hervor:

„Die Aborte, lieber Freund, die Aborte!“

# Bei Minus achtzehn Grad

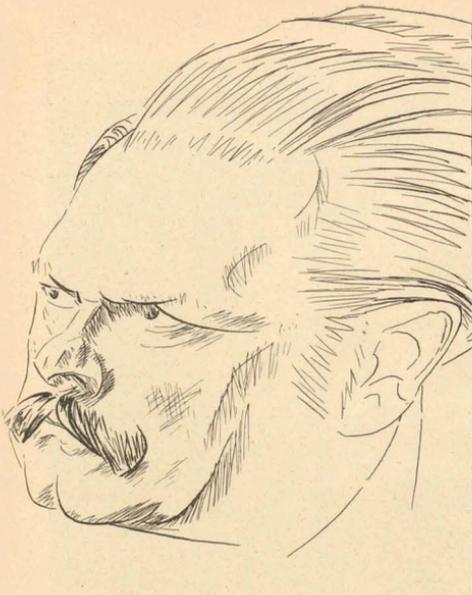
(Wilhelm Schulz)



In dieser kalten Wintersnot  
wird Dir ein Glühwein zum Gebot.

Die Lieb' allein macht Dich nicht warm,  
hältst Du sie noch so fest im Arm.

Wilhelm Schulz



OLAF GUERANZON 39

*Walter*

## E. G. Kolbenheyer zum Sechzigsten

30. Dezember 1938

Bräuchst Du den Weifalssturm, der tobt?  
Schierst Mißverstehen Dich und Spott?  
Auch Dein Herz hat sich Gott gelobt,  
dem großen unbekanntem Gott.

Dr. Omglaß

## WALTER UND SEIN HUND

VON PAUL TALKEBARTH

Mein Freund Walter besitzt einen Hund, eine echt englische Bulldogge von stattlichem Format. Sie ist schneeweiß, wenn sie ordentlich gewaschen ist, nur über die linke Stirnseite zieht sich ein gestromter brauner Fleck, und ein ähnlicher sitzt ihm hinten auf dem Rücken gerade über dem Schwänzchen, das hin und her wackelt, wenn Walter ihm liebevoll ins treue Hundeauge blickt. Beide, Herr und Hund, sind unzertrennlich. Wo Walter ist, da ist auch der Hund, und wo der Hund ist, da ist auch Walter. Es wird schon beinahe langweilig für seine Freunde.

Wenn Walter im Kaffeehaus Poker spielt, und er spielt den größten Teil des Tages Poker, dann sitzt Boy neben ihm auf einem Stuhl und zieht sein an sich schon fatigtes Gesicht in noch tiefere Falten. Und auch Walter zieht sein Gesicht in erste Falten, besonders wenn er eine recht hohe Karte hat. Full hand etwa oder Flush. Seine Gegenseitler sehen ihn prüfend an, glauben, wenn sie sein finstres Gesicht erblicken, er hat höchstens Drillings, und legen ihr schönes Geld in den Pott, damit Walter seine Karten zeigt. Dann legt Walter mit einer Miene, als ob ihm alle Felle davon geschwommen wären, seine Karte offen auf den Tisch, und tatsächlich, es ist ein Flush oder gar noch mehr, und die durch Walters betrübte

Miene auf den Leim gelockten Mitspieler haben ihr schönes Geld verloren. Nun sollte man denken, daß alle diese doch recht gewiesenen Pokerspieler mit der Zeit klüger geworden wären und nicht mehr auf diesen sich stets wiederholenden, auf reiner Schauspielermiß beruhenden Trick hereinfallen würden. Aber keineswegs, denn diese unbelehrbaren Optimisten glauben jedesmal: Jetzt, jetzt hat er sich gewiß verkauft und lauter Schund in der Hand. Nun, das kommt ja wohl bisweilen auch vor, aber in den weitaus meisten Fällen ist Walter der Gewinner. Das Volk raunt es sich bekanntlich ins Ohr, daß kluge Menschen kein Glück haben. Wie sich aber auch Fortuna gebärden mag, Walters Hund sitzt sich stets gleichbleibend stupider Miene dabei und dankt überhaupt nicht, selbst wenn Walter ihm von dem gewonnenen Geld eine Wurst kauft.

Alle Leute, Walter ausgenommen, mögen diesen langweiligen Hund nicht leiden. Kein zweiter Hund übertrifft ihn an Geistlosigkeit und Stumpfsinn. Und sein Herr vermag ihm aus eigenem Vorrat auch nichts abzubringen. Im Gegenteil: alles, was Irgendwie unter den Begriff geistiger Lebendigkeit fallend, wenn auch nur in Molekülen bestehend, bei Walter vorhanden gewesen sein mochte, schwindet sichtlich unter dem Einfluß von Boy. Seine Freunde sehen das mit Betrübnis.

Walter, der früher wenigstens sie und da, wenn auch nur fragmentarisch, eine Spur von Meinung äußern konnte, ist ebenso schweigsam geworden wie seine Bulldogge. Er knurrt mal ein bißchen, sagt ja oder nein, vermag auch noch sein Essen und sein Glas Bier zu bestellen, aber das ist wohl so ziemlich alles, was ihm an geistiger Sparschatz übrig geblieben ist. Wenn Walter nicht gerade läßt, schläft oder Poker spielt, geht er mit seinem Hund spazieren. Walter führt den Hund stets an der Leine, denn es ist gar nicht auszudenken, was passieren würde, wenn Walter seinen Hund nicht an der Leine führen wollte. Aber auch so tut Boy, was er will. Also nicht Walter führt den Hund, sondern der Hund führt ihn. Man kann sich ausmalen, wo der Spaziergang der beiden endet: manchmal in Feldmoching, manchmal in Großhadern. Wenn Walter intelligenter wäre, könnte er schon eine Topographie von München und Umgebung herausgeben. Auto und Eisenbahn haben durch den Eigensinn dieses Hundes schon bedeutende Einnahmen zu verzeichnen gehabt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Menschen, deren ausschließlicher Verkehr sich auf gewisse Haustiere beschränkt, viel von deren Wesen, ja von deren Aussehen annehmen. Ich hatte einen alten Onkel, der eine Kanariennecke besaß, und ich sage gewiß nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß er einem Kanarienvogel zum Verwechseln ähnlich gesehen hat. Eine alte Dame, die als junges Mädchen einen kugelfunden Kopf mit Stupsnase besessen hatte, bekam infolge ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an einen russischen Windhund ein ganz spitzes Gesicht mit lang hervorstehender Nase und einen messerschmalen, länglichen Gesicht. Als sie im Sarge lag, wunderte sich die Leichenfrau über ihre lang zugespitzten Ohren, auf denen weiße Haarbüschel saßen.

Nicht anders erging es nun meinem Freunde Walter. Von Tag zu Tag wurde er seinem Hund ähnlicher. Man muß Walters Photographien aus seinen jüngeren Jahren gesehen haben, um zu ermesen, welch furchtbare Veränderung mit ihm vorging. Man muß Boys unheimliche Bulldogge-Physiognomie gesehen haben, um zu ermesen, was sich Veränderung für Walter bedeutete. Als nach jahrelanger Trennung seine auswärts wohnende alte Mutter ihn einmal besuchen wollte, fand sie ihn nicht zu Hause vor, sondern wurde ins Kaffeehaus gewiesen, wo sie der Portier an den Pokertisch führte. Sie erkannte ihren eigenen Sohn nicht mehr, sondern gab in ihrer grenzenlosen Verwirrung Boy, der Bulldogge, die Begrüßungshand. Von allem weiteren will ich schweigen.

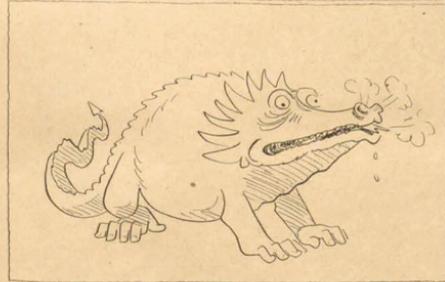
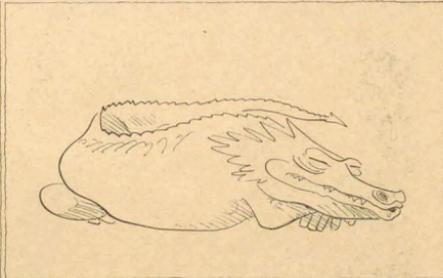
Einmal erblickte ich Walter, der bis auf die Pokerstunden allen menschlichen Verkehr zu meiden begann, auf der Ludwigstraße, wie ihn sein Boy an der Leine führte. Boy strebte offensichtlich einer Hausdecke zu. Als er sie erreicht hatte, geriet er langsam ein Hinterbein. Und Walter, der sich ebenfalls der Ecke genähert hatte, Walter — nein! — Ich fühlte, wie mein Herzschlag aussetzte, ich schlug beide Hände vor mein Gesicht, um nur ja nichts mehr zu sehen. Ich stürzte davos. Meine Hoffnung, daß Walter, noch gerettet werden könnte, wurde immer schwächer. Die Ähnlichkeit mit seinem Hund nahm weiterhin in erschreckendem Maße zu. Wenn die Kellerin irn fragte, was er zu trinken wünschte, bellte er, und sie verstand ihn. Und dann setzte sie das Glas Bier vor den Hund statt vor den Herrn, und ich glaube bestimmt, daß der Hund es auch getrunken haben würde, wenn er nicht so ausnehmend warm gewesen wäre. Walters Hauswirtin erzählte einmal der Frau Kreuzpaintner, daß ihr Zimmerher, als sie ihm die Morgenchorale brachte, im Hundekor, der Hund aber im Bette gelegen hätte. Das soll allgemach zu Regel geworden sein. Ob Walter auch aus der Hundeschüssel gefressen hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Ich mied ihn von nun an, weil ich diesen Zimmer nicht mit ansehen konnte. Und die Tragödie scheint mir Riesenschritten ihrer Ende zuzueilen. Gestern traf ich Walter naast Boy auf der Theisenstraße. Ich traute meinen Augen nicht. Statt der gewohnten Zigarre erblickte ich in Walters Munde einen großen Kaibschkonen, den er mir überaus zufriedener Miene in die Luft streckte. Ob Boy dafür die Zigarre geraucht hat, vermochte ich nicht mehr festzustellen. Mir wurde schwarz vor den Augen und mühte mich einer Hauswand anlehnen, um nicht ohnmächtig umzustülpen. Als mir wieder hell vor den Augen wurde, waren Walter und sein Hund verschwunden.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Str. 80 (Femur 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Schoerer, München. — Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bezugspreis: 3 Mark. Einnummer 30 Pf. — Die Abonnements sind in allen Buchhandlungen und Zeitungsvertriebsstellen zu beziehen. — Die Anzeigenpreise nach Freiliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937, D.A. III, VI, 38, 19.455. Unerwünschte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — ANSCHRIFT FÜR SCHRIFFLEITUNG UND VERLAG: MÜNCHEN, SENDLINGER STR. 80, FEMUR 1296. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

# Streng verdaulich

(Fr. Blok)



Fortsetzung folgt

(K. Heiligenstaedt)



„Gnädigste erinnern mich an einen Zeitungsroman!“ — „Na, hören Sie mal!“ —  
„Doch! Immer wenn es spannend wird, unterbrechen Sie mich!“